

Manuel Rodríguez

Señora Carmen

ROMAN



»Der erotische Roman«
Band 127

© 2008

AMM

Amanda Media & Marketing AG, Zug/Schweiz

Vertrieb:

Edition Combes

im Verlag Frank de la Porte

Frankenstraße 17

D-96328 Küps

Tel. 0 92 64-97 66

Fax 0 92 64-97 76

www.edition-combes.de

ISBN 978-3-937914-63-3

Alle Rechte vorbehalten. Es ist verboten, dieses Werk im Ganzen oder auszugsweise nachzudrucken oder durch Bild, Funk, Fernsehen, Internet, Tonträger und EDV-Systeme zu verbreiten.

Zu widerhandlungen werden strafrechtlich verfolgt.

I

»Böser Junge!« Und nach ein paar Sekunden, die mir damals wie eine Ewigkeit vorkamen, nochmals: »Du bist ein böser Junge, Manolo. So etwas tut man nicht. Ferkel! Schäm dich, in deinem Alter an so etwas auch nur zu denken!«

Was hatte ich getan? Ich war mir nicht der geringsten Schuld bewußt. Wie so oft abends war ich neben Mama auf der Couch gesessen, und wir hatten uns das Vorabendprogramm im Fernsehen angeschaut. Mama war an diesem Abend wegen der Sommerhitze nur ganz leicht bekleidet, und ich konnte unter ihrer dünnen Bluse ihre Brüste schaukeln sehen. Alle spanischen Mamas, die ich kannte, hatten solche riesenhafte Kugeln, aber auch die große Schwester meines besten Freundes bekam schon richtige Brüste. Wir hatten sie nämlich einmal beim Umziehen belauscht, um uns dann in unserem Baumhaus fast eine Stunde lang darüber zu streiten, wozu die Dinger gut sein sollen. Sie faszinierten uns, aber eine Antwort fanden wir nicht.

Mir war, als stünden diese neckischen Fleischhügel in unserem familiären Mittelpunkt. Wo immer ich hinschaute, standen Mamas Titten meinem Blick im Wege. Was immer ich tat, ich mußte immer erst an ihren Kugeln vorbei. Und wann immer es die Gelegen-

heit erforderte, bedeckte sie ihre Dinger demonstrativ vor meinen Augen. Im Bad, wenn sie ihre Arme davor verschränkte und danach ein Handtuch darumwickelte. Und morgens, wenn sie ihren Morgenrock mit militärischer Emsigkeit vorne schloß und mit einem doppelten Knoten ihres Gürtels geradezu versiegelte. Sie versteckte einerseits ihre Brüste, als wolle sie ein Geheimnis bewahren, andererseits gab es Gelegenheiten, wo sie bis zum Äußersten alles freilegte, was sie zu bieten hatte.

Als ich mich an besagtem Abend nach vorn beugte, um mir ein paar Nüsse aus einer Schale auf dem Couchtisch zu angeln, kam ich ihren Brüsten so nah, daß ich den Duft ihrer nackten Haut wahrnehmen konnte. Ich drehte den Kopf zur Seite und stierte in die Schlucht, die sich vor meinen Augen wie eine verführerische Tiefe auftat.

Nein, nicht daß ich geil geworden wäre. Dazu war ich mit meinen neun Jahren wirklich noch zu jung, aber ich spürte, daß von Mamas Glocken tatsächlich etwas Faszinierendes ausging, das mir jedoch unbekannt war. Und das machte mich neugierig. Da wir, was die körperliche Scheu betraf, nie irgendwelche Berührungsprobleme hatten, entschloß ich mich, auch wenn ich intuitiv spürte, daß es verboten sein könnte, meine Neugier zu befriedigen. Ich wollte einfach einmal spüren, wie sich die großen Dinger meiner geliebten Mama anfühlen – und griff zu.

In meiner kindlichen Unbeschwertheit grapschte ich nach einem ihrer Nippel, und da sie sofort rea-

gierte und ihren Oberkörper nach oben bewegte, kam es dazu, daß meine Hand – weiß der Herrgott, wie es geschah –, daß meine Finger unter ihre Bluse gerieten. Und plötzlich hatte ich das Wenige in der Hand, das sich immer so auffällig durch den Blusenstoff gedrückt hatte. Ich spürte den leicht versteiften Nippel, der sich tatsächlich wie eine riesige Warze anfühlte, und auch die unebene Haut seines Vorhofes. Und als ich sie ein wenig zwickte und etwas fester zugriff, nahm ich die seidene Haut, die verführerische Weichheit dieses Fleisches wahr. Darunter natürlich für mich damals unerklärliche »Stränge«, weder Muskeln noch Sehnen, aber doch irgendwie etwas Strukturiertes. Ich nahm es einfach wahr, ohne dabei irgend etwas zu empfinden.

Es hatte nur ein oder zwei Sekunden bedurft, um meine Neugier zu befriedigen.

Um ehrlich zu sein, ich fand es einen kurzen Augenblick lang irgendwie lustig, da es mir gelungen war, Mama so zu überraschen, daß sie fast von der bequemen Couch gesprungen wäre. Ich kicherte und freute mich, als sei mir ein besonders origineller Scherz gelungen, aber als die Schrecksekunde für Mama vorbei war, bekam ich einen Rüffel, den ich bis heute nicht vergessen habe und der mir für den Rest meines Lebens wohl im Gedächtnis haften bleiben wird.

Sie faßte mich beim Kinn, hob es hoch und schaute mir mit strengem Blick in die Augen, wie es eben eine Mutter tut, die ihren Jungen für einen besonders

dummen Streich zur Rechenschaft zieht.

»Und damit so etwas Ungehöriges nicht noch einmal passiert«, sagte Mama drohend, »wirst du für die Schweinerei, die du an deiner Mutter versucht hast, bestraft. Her mit der Hand!«

Ein paar Sekunden lang war ich wie erstarrt und wußte nicht, wie ich mich verhalten sollte, dann siegte die Angst. Die Befürchtung ergriff mich, bei noch mehr Ungehorsam noch mehr von der mütterlichen Zuneigung einzubüßen, als ich durch meine ungeschicklichen Annäherungsversuche sowieso schon verloren hatte. Ich streckte meine Hand vor wie ein Schuljunge, der bereit ist, von seiner Lehrerin die verdiente Strafe für das Werfen von Papierkügelchen zu empfangen.

»Nein«, korrigierte sie mich, »nicht die linke, ich will die rechte, die schmutzige! Die, mit der du der Frau, die dich neun Monate lang unter ihrem Herzen getragen hat, an die Glocken gehen wolltest!« Sie sah mich an, und ein schwer zu deutendes Zucken spielte um ihre sanft geschwungenen Lippen. Das war alles. Ich schloß die Augen und wartete. Nichts geschah. Noch nichts.

Aber dann! Anders als sonst, wenn sie mich für kleine Vergehen bestrafte, bekam ich von meiner Mutter keine Schläge mit dem Fächer, statt dessen spuckte sie mir in die Hand. Ich riß die Augen auf. »Mutter, bitte nicht!«

Doch Mama reagierte nur mit einem: »Du kriegst, was du verdienst!«

Als sie mich dann mit kühlen Worten aus dem Zimmer schickte, mußte ich meinen ganzen Jungenmut zusammennehmen, um nicht vor ihren Augen loszuheulen. Ich war verzweifelt und bangte um ihre Liebe, als ich mich in mein Bett verkroch und in den Schlaf weinte.

Doch schon am nächsten Morgen waren die dunklen Wolken verflogen, und Mama war wieder so wie immer zu mir. Liebevoll, zärtlich und gütig – und stolz auf mich, ihren großen, hübschen Jungen. Ihre Brüste aber getraute ich mich nie mehr anzufassen.

II

Jetzt – sieben Jahre später – war die Situation vergleichbar, auch wenn ich Mamas wunderschöne schwere, volle spanische Titten in einem ganz anderen Licht sah. Sie interessierten mich. Nicht nur, weil es Titten waren, sondern weil es die schönsten, die vollkommensten, die betörendsten Glocken waren, die mir je unter die Augen gekommen sind. Tag für Tag stellte ich Vergleiche an: mit den Sternchen im Fernsehen, den Frauen in der Nachbarschaft, den Lehrerinnen, den Nutten im Rotlichtviertel, den flachbrüstigen Sportlerinnen und den Frauen ohne Sex-Appeal wie etwa den Alternativen. Ich verglich Stunde für Stunde, und Minute um Minute stellte ich mir vor, wie Mamas Melonen ohne Büstenhalter, nackt, naß, eingeseift, vor Öl glänzend oder vor Erregung steif und fest aussehen würden. Diese Titten bestimmten meine Tagträumereien; sie verführten mich, ohne daß sie in irgendeiner Form aktiv waren. Sie waren einfach da. Das reichte.

Wieder versuchte ich, ihre Fleischberge zu berühren. Wieder aus Neugier, die jetzt aber von einer flammenden Pubertät getrieben wurde. Sehen, berühren, fühlen, Momente erleben – das alles war in gewisser Weise Lustgewinn, ein kleines bißchen Sex, der zwar für den unmittelbaren Augenblick ein wenig befrie-

digte, aber fast gleichzeitig mehr forderte.

Ich suchte fieberhaft nach Gelegenheiten, ein Quentchen von diesem Sexgefühl zu erhaschen, indem ich versuchte, ihre Glocken zu berühren. So streifte mein Arm wie unbeabsichtigt ihre Titten, wenn ich ihr von der Seite oder von hinten die Fernsehzeitung reichte. Oder ich umarmte sie, wenn ich von der Schule kam, und hielt brav eine Hand zwischen unsere Körper, um für einen winzigen Augenblick einen ihrer Nippel zu fühlen. Oder wie jetzt, auf der Couch beim Kuschneln und Fernsehen, wo ich aus Versehen eben mal kurz einschliefl und meinen Kopf auf ihre Brüste senkte. Ich tat es, wann immer sich eine Gelegenheit bot, und wollte damit fortfahren, bis Mama mir Einhalt gebieten würde. Ich hoffte inständig, daß sie meine Absichten und mein heimliches Taktieren nicht als solche erkannte.

Doch sie hatte sie längst bemerkt, wie ich erfahren mußte, als ich wieder versuchte, sie zu berühren.

»Damit müssen wir warten, bis du größer bist!« Anders als sonst, wenn sie mich tadelte, war meine Mutter nicht aufgebracht oder wütend gewesen, als sie das zu mir sagte. Nur etwas genervt, vielleicht auch nur unschlüssig, wie sie mit ihrem sechzehnjährigen Sohn und seinen pubertären Verirrungen umgehen sollte.

Mama und ich hatten uns gerade den Quotenhit unter den Telenovelas angeschaut. Die Sendung hieß »Chicas guapas, chicas malas«, eine hispano-amerikanische Seifenoper, die in der Dominikanischen Repu-

blik spielt und wörtlich mit »Hübsche Frauen, böse Frauen« zu übersetzen ist, wohl aber mehr die lasterhaften Frauen, die durchtriebenen Luder, meint. Eine gut gemachte Serie, unterhaltsam, deftig, ein Fest für die Augen. Und total sexistisch.

Ob man so etwas trotzdem gut finden darf? Einverstanden, Fernsehunterhaltung sollte nicht die Würde der Frau verletzen. Andererseits, warum sollte das Fernsehen nicht die gesellschaftliche Wahrheit in die Wohnzimmer tragen? Schließlich ist die Sendung nicht das Produkt wahlloser Phantasie, mit dem mit dunkelhäutigen Busenmädchen Quote um jeden Preis gemacht werden soll, sondern die brandheiße Gegenwart in den von Touristen jeglicher Couleur überlaufenen Tropen. Sie zeigt, wie es heute auf den Haciendas und im Touristenmilieu zugeht. Auf den Haciendas, den landwirtschaftlichen Besitztümern, ist dieser Zustand das Ergebnis von übermäßig viel Geld und Macht, in den Touristengebieten die Gelegenheit, schnelles Geld um jeden Preis zu machen.

Keine Frage, diese Serie bedient nicht nur das legitime Unterhaltungsbedürfnis, sondern auch die niedrigen Instinkte des Zuschauers. Aber weil die Protagonistinnen so sympathisch und so hübsch sind, findet man sich schon nach ein paar Folgen, ob man dies nun will oder nicht, auf der Seite der Opfer wieder. Man wird manipuliert, näher hinzusehen. Man nimmt Anteil. Wie ist der Alltag dieser Mädchen, die sich in Mittel- und Südamerika für die reichen Familien oder die geldbringenden Urlauber abrackern? Diese Situa-

tion gilt es, den Zuschauern schmackhaft zu machen und als Unterhaltung in die Wohnzimmer der Bessergestellten zu transportieren.

Schlimme Verhältnisse? Gewiß, aber sie berührten mich nur periphär. Ich war mitten in der Pubertät, meinen Jungenpimmel trieb es nach oben wie einen Krokus durch den eisfreien Märzboden. Was berührten mich die sozialen Zustände in den Tropen! Ich sah wunderbares Frauenfleisch, das ich pausenlos bewunderte und das mir den Stoff für meine Träume lieferte. Ein solches Tropenmädchen einmal richtig hernehmen, küssen, streicheln, ficken, lecken und und und. Das war es, was mich an diesen Streifen so faszinierte. Sie regten meine Phantasie an, und die barbusigen Schönheiten waren eigentlich so nah bei mir, daß ich sie hätte berühren können. Ja, so oder so ähnlich war mir, aber als ich meine Hand ausstreckte, war es eben nicht das Fleisch der karibischen Schönheit, das ich betastete, sondern die Brust von Mama.

Ich möchte meine Mutter als sinnlich, lebensfroh und großzügig, aber auch streng beschreiben, alles Eigenschaften, die mir das Zusammenleben mit ihr zu einer wahren Freude machten. Deshalb akzeptierte ich auch ohne Protest und inneren Widerstand, daß sie mich, ihren einzigen Sohn aus der Ehe mit einem spanischen Industriellen, der vor vier Jahren bei einem tragischen Unfall ums Leben kam, nach guter alter spanischer Tradition streng erzog. Es war ganz in Ordnung, daß sie mir Grenzen setzte, daß sie mich maßregelte und gegen den unerhörten Werteverlust,

der diese Gesellschaft ergriffen hat, schützte. Da wir einer gehobenen, fast schon elitären Schicht angehörten, duldeten Mama gewisse Entwicklungen in der Erziehung nicht. So habe ich zum Beispiel noch nie gewagt, eine ihrer Weisungen mit »Warum?« zu hinterfragen.

In den meisten spanischen Familien, das weiß ich von meinen Klassenkameraden, sieht man Moral viel lockerer als bei uns zu Hause. Ich kenne Fälle, wo die Jungs von den Frauen des Hauses, Müttern, Schwestern, Hausgehilfinnen, einfach alles, was eine Fotze hat, mit Liebkosungen verwöhnt werden, wie es mit der katholischen Auffassung von guter Erziehung eigentlich nicht vereinbar ist. Da wird schon mal im Schutze der Nacht mit zärtlicher Hand nachgeholfen, damit beim Stammhalter nichts durchhängt, damit es bei dem Jungen mit der Ejakulation klappt, schließlich soll er später mal in einer wohlgeordneten bürgerlichen Ehe viele kleine Spanier zeugen. Aus meiner Sicht wunderbare Verhältnisse, aber leider undenkbar im Hause der alleinerziehenden Señora Carmen, meiner heißgeliebten Mutter, die auf ihren guten Ruf und auf höchste moralische Werte beim Umgang mit ihrem einzigen Sohn zu achten hatte. Wenigstens nach außen.

Ich habe meine Mutter als »streng« bezeichnet, vielleicht tue ich ihr damit unrecht. Gewiß, sie pflegte die traditionellen Werte und wollte immer in der Öffentlichkeit als anständige Frau gelten. Aber im Unterschied zu ihren Bridge-Freundinnen, die auf mich,